

*Year: 1965*

## Konrad Gesner 1516-1565

Jenny, Beat Rudolf

Posted at edoc, University of Basel

Official URL: <http://edoc.unibas.ch/dok/A6248479>

Originally published as:

Jenny, Beat Rudolf. (1965) Konrad Gesner 1516-1565. Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 1965, Nr. 538, S. 21-22

## Konrad Gesner 1516—1565

Von Beat R. Jenny

### Die Persönlichkeit

«Conrad Gesners Leben von Josias Simler und Gesners Briefe waren mit manchen andern kleinern Schriften zusammengebunden. Ich las sie und war entzückt. Eine solche Aufrichtigkeit, eine solche einfache und treue Darstellung seiner Gedanken, eine solche Mannigfaltigkeit der Gegenstände hatte ich bei meiner ausgebreiteten Leserei noch selten gefunden. Der Mann selbst wurde mir dadurch lieb und wert.» So schrieb Johannes Hanhart 1824 im Vorwort zu seiner Gesner-Biographie, die damals als erste Gesner einem breiten Publikum bekannt machte, und die bis heute als einzige den Zutritt zu Gesner in würdiger Weise ermöglicht. Wer sie liest, dem ergeht es wie ihrem Verfasser: Er ist entzückt, ihm wird Gesner lieb und wert, gleichsam zum guten Freund, mit dem man besser als mit vielen seiner Zeitgenossen ein Gespräch über die Jahrhunderte hinweg führen und sich dabei glänzend verstehen kann. Aber auch jede zufällige Begegnung mit Gesner beeindruckt tief, fesselt und lässt verstehen, dass Hanhart fortfährt: «Ich konnte nie ohne Liebe und Achtung und eine gewisse Rührung an seinem Leben schreiben, und beim einfachen Bericht seines frühen Todes füllten sich meine Augen unwillkürlich mit Tränen.» Auch wenn wir uns heute nüchterner auszudrücken lieben und unsere Gefühle nicht mehr so biedermeierlich zur Schau stellen können, so empfinden wir auch heute angesichts des frühen Todes Gesners nicht anders: Die Krankheit zeigte sich zuerst durch ein Unwohlsein an, das Gesner nach dem gewohnten Gang zur Predigt Bullingers am 9. Dezember 1565 befiel. Schon am Montag zeigten sich zwei Pestbeulen. Der Arzt wusste von ähnlichen Fällen sogleich, was das für ihn zu bedeuten hatte. Da sich weder Kopfschmerzen noch Fieber einstellten, bestellte er in aller Gelassenheit sein Haus: Er setzte sein Testament auf, in welchem er die Frau bedachte, die Schwester und deren Kinder zu Erben einsetzte und durch die Stiftung eines jährlichen Familienbanketts der Gesner, das vor allem zur Beilegung allfälliger Familienzwiste dienen sollte, für das zukünftige geistige Wohl seiner Familie sorgte, suchte die bestmögliche Ordnung in seine wissenschaftlichen Papiere zu bringen, und tat dann, was am besten zeigt, wie ausgewogen bei ihm diesseitiges Leben in Verantwortung und im Dienst an den Menschen und die Hoffnung auf das ewige Heil bis zuletzt blieben: Er rief die Theologen, vor allem Bullinger und Simler, aber zugleich auch den jungen Gelehrten Caspar Wolf, um ihn zu seinem wissenschaftlichen Erben zu machen, indem er ihm sein unvollendetes botanisches Werk verkaufte, das die ganze Pflanzenwelt in Wort und Bild erfassen sollte, samt Hunderten von kolorierten Federzeichnungen und druckfertigen Holzstöcken; darauf führte er Wolf bis in alle Einzelheiten in die Planung und Bearbeitungsweise des Werkes ein und erhielt von ihm das Versprechen, das Werk zu vollenden und in Druck zu geben. «Ist nie glegen beharrlich, sondern herumgegangen, gesessen oder etwas gethan und geordnet in seinem Herbario.» Noch am letzten Tag, am 13. Dezember, schrieb er wohl eine Stunde, verhandelte noch manches wegen des wissenschaftlichen Nachlasses mit den Aerzten Wolf und G. Keller und nahm dann Abschied von Bullinger, nachdem er ihm für alles Gute gedankt, das Glaubensbekenntnis gesprochen und bekannt hatte, dass er im Vertrauen auf Christus und den wahren christlichen Glauben gern sterben wolle, da er gewiss sei, dass ihn Gott gnädig annehmen werde. Freunde, die ihn abends nochmals besuchen und gerne Nachtwache bei ihm gehalten hätten, schickte er heim, da er ihnen nicht zur Last fallen wollte. Nachdem er sich zur Ruhe begeben und gebetet hatte, fühlte er um elf Uhr nachts das Ende nahen. Er liess seine Frau rufen, sich in sein Arbeitszimmer führen und dort auf ein Notbett betten, wo er während Jahrzehnten seine Tage und einen grossen Teil der Nächte über seinen mit Notizen übersäten Büchern, Manuskripten, Zetteln, Briefen, Zeichnungen und Pflanzen zugebracht hatte. Dasselbst starb er noch vor Mitternacht im Beisein seiner Frau einige Monate vor der Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres.

Nicht als typisches Beispiel von evangelischer Ars moriendi ist die Geschichte von Gesners letzten Tagen hier erzählt, sondern weil sie ermöglicht, zugleich seines Todestages zu gedenken und ihn als Persönlichkeit zu erfassen. Wollen wir jedoch nur letzteres, dann können wir irgendwo ansetzen, immer tut sich Gesners Persönlichkeit durch das Sachliche und Zeitgebundene hindurch in erstaunlicher Unmittelbarkeit kund. Man schlage eine beliebige Widmungsepistel oder sogar nur eine Seite mit Addenda und Corrigenda auf, stets begegnet man Gesner persönlich in seiner Klarheit, Offenheit, Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft, Versöhnlichkeit, Bestimmtheit, Selbstkritik, seinem restlosen Arbeitseifer und unermüdlichen Forscherdrang.

### Die wissenschaftliche Gesamtleistung

Wie bedeutsam jedoch dieses stete Durchscheitern der Persönlichkeit ist, ermisst man wohl erst dann richtig, wenn man sich bewusst wird, wie umfassend Gesners geisteswissenschaftliche Leistung und wie epochenmachend sein naturwissenschaftliches Werk ist. Dazu nur ein Beispiel: Caspar Wolf war nicht in stande gewesen, sein Versprechen zu halten und Gesners Pflanzenbuch zu vollenden. Das Material blieb liegen, wechselte mehrmals den Besitzer und wurde erst mitten im Jahrhundert der Aufklärung publiziert, nicht der Historie, sondern der zeitgenössischen Naturwissenschaft

zuliebe! Und als man im 20. Jahrhundert in Erlangen nach den dorthin gelangten kolorierten Federzeichnungen suchte, glaubte man sie daselbst nicht zu finden, weil man sie in ihrer glänzenden Wiedergabe von ganzer Pflanze nebst Blüte und Frucht/Samenlage dem 16. Jahrhundert und damit Gesner nicht zutraute! Auf geisteswissenschaftlichem Gebiet gehörte Gesner zur Elite seiner Zeit, sowohl als Lexikograph und Herausgeber antiker Texte wie vor allem durch seine Versuche zur vergleichenden Sprachgeschichte. Bahnbrechend wirkte er durch die Publikationen einer umfassenden Bibliographie aller geschriebenen und gedruckten Autoren in den drei Bildungssprachen Latein, Griechisch und Hebräisch und einer Realenzyklopädie alles menschlichen Wissens (Bibliotheca und Pandecten). Dass er sich in dieser auch als guter Kenner der Theologie, zu der er ja einst bestimmt gewesen war, und der er sich nach Abschluss der naturwissenschaftlichen Arbeiten wieder zuwenden wollte, auswies, versteht sich von selbst. Wichtiger ist jedoch, dass er sich bei aller Treue zum Bekenntnis der Zürcher Kirche höchst selten polemisch, meist nur bedauernd über Andersgläubige oder Schwärmer vernehmen liess und in seinem Brief an einen Lyoner Freund, der wieder zur alten Kirche zurückgekehrt war, weit nach vorn zeigte, indem er ihn auf das sämtlichen Neugläubigen bei allen strittigen Fragen Gemeinsame hinwies und ihm schrieb, er wisse ihn nicht an Luther, Calvin oder Viret als Menschen, die irren könnten, sondern an die Bibel und in ihr an die Patriarchen, die Propheten, die Apostel und vor allem an Christus selbst. «Werde sein Schüler, höre ihn an.»

Aber mit all dem ist der Bereich von Gesners Wirksamkeit noch nicht durchmessen. Obwohl lange nur Inhaber eines unbedeutenden und schlechtbezahlten Lehramtes am Karolinum, gelang es ihm wie einem wahren akademischen Lehrer und besser als vielen seiner Zeitgenossen im akademischen Lehramt, Schüler zu finden und zu Arbeiten zu veranlassen, die er nicht selber ausführen konnte: Wir denken hier besonders an das botanische Lexikon des in jugendlichem Alter verstorbenen Strassburgers David Kyber, an das deutsche Wörterbuch des Winterthurers Josua Maler, an Josias Simler, der nach 1545 die Bibliotheca weiter bearbeitete, und vor allem an seinen liebsten Schüler, Johannes Bauhin. Wie unzulänglich jedoch alle Versuche, Gesners Bedeutung für die Wissenschaft und seine geistige Kraft zu umschreiben, bleiben müssen, mag uns der junge Gesner selber sagen: «Dies ist gerade das Wesen des ins Unendliche strebenden Geistes, dass er immer weiter zu dringen sucht und in seiner innern Tätigkeit weit vorzüglicher erscheint als in der äussern Darstellung derselben in Wort und Schrift.»

### Gesner und Basel

Eine zusätzliche Frage mag an dieser Stelle trotzdem am Platz sein: Was hat Basel zur Bildung Gesners beigetragen? Dazu ist ganz allgemein zu sagen, dass Gesner seine wesentlichen und entscheidenden Bildungsgrundlagen in Zürich erhielt: Der Grossonkel Fricke vermittelte ihm die Liebe zu den Pflanzen und damit die zur Naturwissenschaft, ausgezeichnete Lehrer brachten ihm in den hochgemuten Jahren vor Kappel solide Kenntnisse in den drei Humanistensprachen bei, und Zwingli war für den Knaben das bestimmende menschliche Vorbild. Auf dieser Grundlage baute Gesner während seiner Akademieaufenthalte und während seiner vorübergehenden Schulmeisterstätigkeit weitgehend autodidaktisch weiter. Wichtiger als Basel war für Gesner zunächst Strassburg, wohin der seit der Schlacht am Gubel vaterlose und arme Knabe 1532 als Famulus Capitos gesandt wurde. Die Bekanntschaft mit dem Drucker Rihel war eine dauernde Frucht dieses Aufenthaltes und mit ein Grund dafür, dass Gesner, da er in Zürich schon über die Offizin Froschauer und die Familienoffizin verfügte, mit den Basler Druckern in seiner grossen Zeit verhältnismässig wenig zu tun hatte. Sicher hat Gesner 1532 sowohl im Juni auf dem Weg nach Strassburg wie im November auf dem Heimweg Basel berührt und Myconius aufgesucht. Dieser hatte nämlich, nicht als Basler Professor oder Antistes, sondern als ehemaliger Zürcher Lehrer Gesners, für die Stelle bei Capito gesorgt; und er sollte auch in den folgenden Jahren der entscheidende Förderer von Gesners Studien bleiben. Seiner Fürsprache war es zu danken, dass Gesner 1533 ein Reisestipendium für einen Frankreichaufenthalt erhielt. Mit seinem Freund Johannes Fries traf Gesner kurz vor dem 25. Februar 1533 in Basel ein, wurde jedoch durch Schneestürme an der Weiterreise gehindert. Der Aufenthalt wurde dazu benutzt, die von den Basler Professoren empfohlenen Reisepässe aus Zürich kommen zu lassen und zwei Basler als Reisebegleiter zu gewinnen, nämlich den wohl schon dreissigjährigen, eigenartigen Bummelstudenten Caspar Petri, Sohn des Druckers Johannes Petri, und den als «Mäzen» Thomas Platters bekannten Heinrich Billing, ebenfalls aus guter Familie und von unbeständigem Charakter, aber trotzdem ein vielumworbener Freund, Treuhänder und Geldgeber vieler auswärtiger Basler Studenten. Als Sohn des Hirzenwirtes Billing und Stiefsohn des Bürgermeisters Jakob Meyer war er ursprünglich zum Chorberrn zu St. Leonhard bestimmt gewesen; durch die Reformation aus der Bahn geworfen, wusste er lange nicht, ob und was er studieren sollte, und entschloss sich schliesslich, bei Thomas Platter die ihm mangelnden grundlegenden Elementarkenntnisse der humanistischen Sprachen in Privatstunden nachzuholen, wor-



Konrad Gesner. Porträt von Tobias Stimmer.

auf der Stiefvater prompt sein Veto gegen das Studieren einlegte. Petri mag im Sinn gehabt haben, in Paris endlich ernsthaft mit dem Studium zu beginnen, während es sich bei Billing ohne Zweifel um eine Bildungsreise handelte, ähnlich der, die er kurz zuvor mit Thomas Platter durch die Schweiz unternommen hatte, und die am Schnee des Urserentales so jämmerlich gescheitert war.

Auf dieser Reise muss Billing Gesners Freund geworden sein. Er blieb sein einziger nachweisbarer Basler Studienfreund, und ihm widmete er am 9. August 1540 von Lausanne aus seine Historia plantarum, ein handliches Pflanzenbestimmungsbüchlein zum Gebrauch im freien Feld. Gesner wollte mit dieser Zueignung Billing für erwiesene Wohlthaten danken, seinen Eifer für die Wissenschaft und die Studenten honorieren und ihn, den Besitzer von Gärten und Ländereien, auffordern, beim Betrachten der Blumen das schwere Leid zu vergessen, das über seine Familie gekommen war, indem seine Schwester von ihren zehn Kindern fast auf einen Schlag sieben im blühenden Alter von einem bis sechzehn Jahren hatte hergeben müssen. Es ist wahrscheinlich, dass Gesner Billing 1541 noch einmal sah, kurz bevor die Historia im Druck erschien und Billing selber dahingerafft wurde.

In Bourges, wo sie kurz vor dem 14. April eingetroffen waren, fanden die beiden Zürcher nicht, was sie erhofft hatten; denn nur für Juristen war daselbst dank Alciat etwas zu holen. Während Fries nach Paris zurückkehrte, fand Gesner bei dem aus Rottweil stammenden ehemaligen Berner Schulmeister Melchior Volmar, der als glänzender Gräzist im Auftrage der Margarethe von Valois, Königin von Navarra, öffentliche Vorlesungen im Palast hielt, eine Anstellung als Hauslehrer. Das bedeutete für Gesner zwar den Verzicht auf das freie Studium, doch blieb ihm reichlich Zeit, sich der Lektüre der Klassiker, insbesondere der griechischen Aerzte und Botaniker, hinzugeben. Im Frühsommer 1534 siedelte er doch noch nach Paris über, um sich während eines halben Jahres erneut nicht dem regulären Studium, sondern mit Leidenschaft und im Fluge der wahllosen Lektüre der antiken Autoren hinzugeben und so zu einer umfassenden Begegnung mit der wiedergeborenen Antike zu kommen. Dadurch wurde die Grundlage für die immensen literarischen Kenntnisse Gesners und für die Bibliotheca gelegt und zugleich die Voraussetzung geschaffen dafür, dass Gesner in den folgenden Jahrzehnten mit bald zögernden, bald weitausholenden Schritten in das Neuland der autonomen, nur noch auf der Autopsie beruhenden Wissenschaft hineinschreiten konnte. Geldmangel und Protestantenverfolgungen veranlassten ihn am 9. Dezember 1534, Paris zu verlassen und sich in Strassburg nach einer Stelle umzutun. Doch vergeblich.

Anfang 1535 kehrte er nach Zürich zurück und heiratete kurz darauf Hals über Kopf ein überlegter Liebe ein armes Mädchen, statt, was das einzig Mögliche und damals oft praktizierte gewesen wäre, aus Ueberlegung ein Kind aus reichem Hause oder eine vermögliche Witwe zu nehmen. Die Quittung des aufgebrauchten Bul-

## Vergebliche Holzbeute

Von Ernst Kreuder

An einem weissen stillen Nachmittag lag mein Vater im Wohnzimmer auf dem kleinen roten Plüschsofa, mit einer Militärdede zugedeckt, eine Zeitung überm Gesicht, und schlief. In der Wohnung war es kalt. Draussen auf den Feldern lag meilenweit Schnee. Die Wasserleitung in der Küche war geplatzt und eingefroren, das ausgelaufene Wasser bildete eine Glatteisfläche auf dem Fussboden. Die Mutter war vor einiger Zeit zu ihrem Bruder nach Sachsenhausen gefahren. Wir besaßen noch ein paar Kupferpfennige, im Brotkasten ein halbes Brot, einen Topf mit Rübensirup. Die Gasrohrleitung war durch die strenge Kälte ebenfalls eingefroren. Kohlen und Holz waren längst zu Ende.

Gegen Mittag war mein Vater mit dem Rad nach Offenbach gefahren, sieben Kilometer auf der vereisten Landstrasse. Als er zurückkam, war sein Gesicht rot vor Kälte, und sein weisser Spitzbart war gefroren. An der Lenkstange hing ein Emaillekannehen, gefüllt mit Linsensuppe aus der Städtischen Volksküche. Die graue, mit Eis überzogene Suppe wurde auf dem Petroleumkocher gewärmt.

Mein Büchergestell, Tisch und Bett standen in einer Baracke unweit des gelben Backsteinhauses, in dem wir zu ebener Erde wohnten. Als ehemaliges Schlafhaus der Ziegeleiarbeiter hatte es keinen Keller. Ueber uns wohnte die Familie des Nachtwächters mit fünf kleinen Kindern. Der Vorschlag in der Baracke, in dem ich hauste, in der Nähe des Weihers, befand sich zwischen dem Ziegenstall und dem Hasenstall des Nachtwächters und neben der Waschküche. Es waren Semesterferien, und wegen der Kälte war ich drei Tage nicht aufgestanden. Den blauen, mottenlöcherigen Grossvatermantel behielt ich im Bett an über dem weissen Barchentnachthemd mit den roten Kreuzstichen am Kragen. Mit knurrendem Magen hatte ich Dostojewskijs «Raskolnikow» zu Ende gelesen.

Der Roman des russischen Dichters hatte mich auf eine entervende Art gefesselt und bis zum Entsetzen erregt. Kälte, Hunger, Armut und die lange Abwesenheit der Mutter, diese ausweglose Lage kam den Geschehnissen im «Raskolnikow» geradezu entgegen. Nachts pfffen und quiekten die Ratten in meinem Barackenverschlag, von meinen Studienfreunden «Weltende» genannt. Ich ver-

trieb die hungrigen Tiere mit Hammerschlägen auf einer Eisenplatte, die ich neben das Bett gelegt hatte.

Soeben, nach einem Brot mit Sirup und einer Tasse kaltem Malzkaffee, wollte ich wieder zu meinem Vorschlag hinübergehen, als ich draussen Schritte von Schafstiefeln durch den Schnee kommen hörte. Dann wurde an der Küchentür heftig geklopft. Ich öffnete. Ein Polizist mit Tschako stand vor mir, daneben der Nachtwächter mit tiefstehender Schlachtermütze. Der Nachtwächter, nikotinfarbener Schnauzbart im Albinogeschicht, verlangte meinen Vater zu sprechen. Ich liess sie draussen stehen, ging ins Wohnzimmer und weckte meinen Vater. «Ein Schupo und der Nachtwächter», sagte ich, «sind draussen und wollen dich sprechen.» Er zog die Zeitung vom Gesicht, rieb sich die Augen und ging mit mir an die Küchentür.

«Herr K.», sagte der Nachtwächter zu meinem Vater, «geben Sie die Tür heraus.» Er sprach ohne Betonung, dumpf und durch die Nase. Der Schupo blickte lauernd und antlich streng.

«Eine Tür?» fragte mein Vater schlaftrunken, «welche Tür?»

«Sie sollen die Tür rausgeben!» sagte der feiste Polizist in der grünen Uniform.

«Sie sind vorhin gesehen worden», sagte der Nachtwächter, rauend und tonlos, «vor einer Viertelstunde.»

«Aber, meine Herren», sagte mein Vater. «Ich verstehe Sie wirklich nicht. Ich habe bis eben geschlafen. Mein Sohn hat mich gerade geweckt!»

«Wo ist die Tür», sagte der stämmige Schupo, «raus damit!»

Erstaunt blickte mein Vater mich an. «Weisst du etwas von einer Tür?»

Ich sah ein, dass wir damit nicht durchkamen. «Sie steht dort hinten unter der Treppe», sagte ich. Ich holte die schwere Türe aus dem dunklen Winkel, den dort die Aussentreppe zum Oberstock bildet und schleppte sie durch die Küche. Mein Vater entschuldigte sich, nervös und verlegen. Schupo und Nachtwächter trugen die Tür zu zweit davon. Sie hätte uns, zersägt, zerhackt, für eine Woche das Wohnzimmer gewärmt.

«Wie konntest du nur», sagte mein Vater, betrübt und vorwurfsvoll.

«Ich weiss», sagte ich, «ich hätte vorsichtiger sein sollen; aber es war weit und breit niemand zu sehen. Wenn ich sie in der Dunkel-

heit geholt hätte, wären die Schläge noch mehr aufgefallen. Man muss mich mit dir verwechselt haben.»

Im Wohnzimmer setzten wir uns auf das kleine Sofa, die Militärdede über den Knien, und ich erzählte es ihm. Als er nach der Linsensuppe eingeschlafen war, hatte ich draussen einen Erkundungsgang unternommen. Unser Beil verbarg ich unterm Mantel. Ich wollte keiner alten Pfandleiherin, wie Raskolnikow, etwas zuleide tun. In den Ruinen der Ringofenziegelei, die man nach dem Kriege bis aufs Maschinenhaus abgerissen hatte, entdeckte ich in einem zugeschnittenen Winkel eine massive, verwitterte Tür. Ich schlug sie mit dem Beil aus den Scharnieren und aus dem verrosteten Schloss heraus, lehnte sie an die geschwärzte Ziegelmauer und wartete, bis ich wieder zu Kräften kam. Dann schleppte ich die schwere Tür durch den Schnee nach Hause und stellte sie in der Küche in den Treppenwinkel. Niemand, sagte ich mir, wird an einem Maschinenhaus, dessen Fensterscheiben längst zerschlagen sind und in dem sich nicht mehr das geringste befindet, eine Tür vermissen. Durch die leeren Fensterrahmen konnte man beliebig hineinklettern.

«Sowas», sagte mein Vater. Er blieb nachdenklich still, nach einer Weile schmunzelte er. «Ich hab's», sagte er. «Das machen wir anders. Am Bahndamm hinterm Weier haben sie gegen Mittag einen Waggon Schlacken ausgeladen, zum Auffüllen. Hab es zufällig von der Landstrasse aus gesehen, als ich von Offenbach kam. Lass uns da mal hingehen, ich weiss einen Weg durchs Schilf.»

Wir zogen die gestrickten, schwarzen Kopfschützer an, Mäntel und Fausthandschuhe und nahmen zwei grosse, geflickte Kartoffelsäcke mit. Auf dem Bahndamm waren längst die Lichter angegangen, als wir nach Stunden durchs Schilf zurückgingen. Wir folgten unseren alten Fußspuren im Schnee und schleppten jeder einen mit Koksbrocken gefüllten Sack, die wir an der Schlackenhalde herausgelassen hatten. Wenn wir die schweren Säcke unterwegs absetzen mussten, riss ich von den alten Weiden dürre, kleine Aeste ab, zum Feueranmachen.

Wir waren müde und hungrig, aber guter Dinge. Mein Vater trank alte Zeitungen mit Petroleum, ich warf die zerbrochenen Aeste darüber, und bald knisterte und glühte der Koks im Kanonenofen im kleinen Wohnzimmer. Auf der Ofenplatte kochten wir frischen Malzkaffee und assen die letzten Sirupbrote dazu. Die vom Gesetzeshüter entrissene Tür war vergessen. Damals, als die Inflation unser Vermögen vernichtet hatte und wir zu armen Leuten geworden waren.



linger und der verärgerten Herren am Karolinum blieb nicht aus: Gesner hatte die mit einem Hungerlohn dotierte Stelle eines Elementarlehrers an der Lateinschule anzutreten. Das war die Stunde für das entscheidende Eingreifen des Myconius. Nachdem er Gesner im Mai/Juni in Basel gesprochen und sich auch Grynäus und andere während botanischer Exkursionen in die Umgebung der Stadt von seiner Förderungswürdigkeit überzeugt hatten, erreichte er von den Zürchern, dass Gesner als Stipendiat das Medizinstudium in Basel noch vor dem 20. Dezember 1536 beginnen konnte. Hier lässt sich nun auch nachweisen, dass er die öffentlichen Vorlesungen pünktlich und regelmässig besuchte, während nicht überliefert ist, was und wen er hörte. Später erst nennt Gesner zwei Basler Lehrer: Alban Torinus aus Winterthur und Sebastian Singeler (Sinckeler) aus Weil der Stadt. Doch gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass sie Gesner wesentlich beeinflusst hätten. Singelers akademische und wissenschaftliche Tätigkeit ist für uns kaum fassbar. Dafür sind Gesners Beziehungen zu ihm belegt einmal durch die Ausgabe der Aristoteles-Scholien des Michael Ephesios, deren ersten Teil Gesner, allerdings ohne jede persönliche Note, im August 1541 dem Prätor Singeler widmete, und vor allem durch die eigenhändige Widmung der *Historia plantarum*. Bei Torinus liegen die Dinge umgekehrt. Als Gelehrter ist er dank seiner regen publizistischen Tätigkeit gut fassbar; nähere Beziehungen zu Gesner sind nicht nachweisbar, ja Gesner zog es sieben Jahre später in seiner *Bibliotheca* vor, die Bekanntschaft mit Torinus unerwähnt zu lassen. Dass von Torer ein grosser Einfluss ausgegangen war, ist jedoch auch deshalb nicht anzunehmen, weil es ihm in seiner Praxis und Wissenschaft schon damals vor allem um das Geld und seine besten Quellen, die grossen Herren rund um Basel und weit nach Deutschland hinein, ging, was schliesslich zum Bruch mit der Universität und zur Stellung eines würtembergischen Leibarztes in Mömpelgard führte. Wenn Gesner Felix Platter später davor warnte, ins gleiche Fahrwasser zu geraten, so zeigt das zur Genüge, warum ihm Torer fremd blieb. Wie in Frankreich, so reichte auch in Basel Gesners Stipendium nicht aus, zumal er nun auch seine in Zürich zurückgelassene Frau zu unterhalten hatte. In der für Basel typischen Weise, als Mitarbeiter einer Offizin, musste er sich zusätzliche Einnahmen verschaffen, indem er im Dienste der Offizin Curio/Walder, die Billings Stiefschwester gehörte, ein schon mehrfach aufgelegtes griechisches Wörterbuch neu bearbeitete. Die Arbeit hatte ein übles Nachspiel. Zunächst suchte der Drucker, Johannes Walder, doppelten Gewinn aus Gesners Arbeit zu schlagen, indem er den grössten Teil davon für eine weitere, erneut vermehrte und deshalb gern gekaufte Auflage zurückbehielt. Dann starb der Drucker, und die Druckerei geriet dadurch und durch die Neuvermählung der Witwe und den anschliessenden Erbstreit in solch üblen Zustand, dass Gesners Manuskript nicht mehr auffindbar war.

Im Augenblick wog all dies jedoch nicht schwer angesichts des Rufes, der im Sommer 1537 an Gesner erging, gegen 200 Gulden eine Professur an der Akademie in Lausanne zu übernehmen. Er verliess Basel im Herbst und verbrachte darauf die drei glücklichsten Jahre seines Lebens in Lausanne. Im Herbst 1540 gab er seine Stelle auf, um in Montpellier sein Medizinstudium fortzusetzen. Auch hier lag ihm nichts am Vorlesungsbesuch, sondern einzig daran, im persönlichen Verkehr mit den Professoren in kürzerer Zeit Wesentlicheres zu lernen. Da er jedoch weder Aufnahme noch Anschluss fand, kehrte er schon anfangs 1541 über Lyon, wo er am 13. Januar nachgewiesen ist, in die Schweiz zurück, um in Basel zu doktorieren. Seine Doktordisputation über die Frage, ob das Herz, wie Aristoteles behauptet, oder das Gehirn der Sitz von Empfindung und Bewegung sei, und wohl auch die Promotion fanden an einem Samstag vor dem 8. März, wahrscheinlich im Februar 1541, statt, fast acht Jahre nach der des Otto Brumfels, der zwar als beständiger Mann, jedoch genau wie Gesner als bewährter Lehrer, medizinischer Autodidakt und per saltum seinen medizinischen Doktorhut geholt hatte. Damit hatte Basel seine Pflicht getan. Eigenartig ist jedoch, dass entsprechend dem wenigen, was Basel mit Ausnahme des Myconius zur Ausbildung Gesners beigetragen hat, auch das Promotionsdatum falsch überliefert, und dass die offizielle Geschichtsschreibung der Universität bis heute daran festhält, obwohl Heinrich Buess den Irrtum schon 1949 aufgedeckt hat... Wie ist es möglich, dass in Basel noch stets 1538 als Promotionsjahr genannt wird? Einzig deshalb, weil der Stadtarzt und Medizinprofessor Oswald Bär in Uebereinstimmung damit, dass er sich längst nur noch mit Theologie abgab, die originale Matrikel der Medizinischen Fakultät verloren hatte und die eifrige und um die geordnete Administration von Universität und Bibliothek sehr besorgte und verdiente Heinrich Pantaleon, alias Dr. Giessfass, sich bemüht sah, einen Ersatz zu schaffen und dabei in seiner oft flüchtigen Arbeitsweise kurzerhand das Promotionsdatum aus Gesners 1537/38 erfolgter Immatrikulation ableitete, obwohl er aus Gesners *Bibliotheca* das richtige Datum sehr leicht hätte errechnen können. Dass er dies nicht tat, ist deshalb um so unbegreiflicher, weil er ohne Plünderung dieses Werkes sein Heldenbuch, die *Biographien grosser Deutscher*, gar nie hätte schreiben können!

Dieses letzte Beispiel mag zum Schluss nur andeuten, dass von Gesner, obwohl er nach seiner Rückkehr nach Zürich jahrelang nur eine unbedeutende Dozentur am Karolinum bekleidete, starke Impulse auf Basels Gelehrtenwelt ausgegangen sind. Vergessen wir dabei jedoch nicht, dass es neben Gesners Intelligenz, Arbeitsdisziplin, Zähigkeit und Forscherdrang gerade das ungenügende Gehalt und die wirtschaftliche Not waren, die ihn zu unausgesetzter wissenschaftlicher Produktivität zwangen. Die eigenartige Verbindung von Intelligenz und Existenznot führte Gesner in kurzen Jahren zu europäischem Ruhm, genau so, wie Münster wohl nie zu so fruchtbarer und rühmreicher kosmographischer Arbeit gekommen wäre, wenn ihn das schäbige Gehalt von 40 Gulden nicht dazu gezwungen hätte, zunächst noch unvollständige und darauf immer neue, verbesserte und vervollständigte Auflagen seiner Kosmographie in der Familienoffizin herauszubringen. Die Tatsache, dass man durch literarische Produktion Geld verdienen, wenn auch nicht reich werden konnte (das taten allenfalls die Drucker), war nebst der Möglich-

## Laien und Spezialisten

Von Jürgen Rausch

Wir alle benutzen täglich Geräte, deren Konstruktion uns unbekannt ist und die wir, wenn sie nicht funktionieren, auch nicht reparieren können. Vom Telefon bis zum Fernsehgerät, vom Eisschrank bis zum Auto — von Eisenbahn, Schiff und Flugzeug ganz zu schweigen — keines dieser Geräte kennen wir von innen. Wir können sie im allgemeinen nur nach Gebrauchsanweisungen bedienen. Wenn auf Druck oder Drehung nicht der gewünschte Erfolg eintritt, wenn das Rufzeichen im Telefon nicht ertönt oder der Wagen nicht anspringt, dann rufen wir den Fachmann. Er weiss, wo, und zieht jenes Schraubchen an oder entfernt jenes Tröpfchen im Verteiler, das unsere ganze Reise gefährdet.

In den Kreis dieser Betrachtung lassen sich mehr Dinge ziehen, als ich zu erwähnen Raum habe: das Papier, mit dem wir uns sogar die Hände abtrocknen, der Plastikbeutel, der Kunststoff unserer Strümpfe und Hemden — von all diesen Produkten kennen wir nur einige Verwendungszwecke und ein paar Behandlungsweisen und wir sind damit zufrieden. Es wäre Zeitverschwendung, all diese Geräte verstehen zu wollen: Wir würden die Zeit, die sie uns sparen helfen, verschleudern. Für diesen Gewinn zahlen wir gern mit der Abhängigkeit von den Fachleuten, jedenfalls so lange, als die Verhältnisse in Ordnung und die Fachleute zur Stelle sind, wenn sie gerufen werden.

Allein diese Abhängigkeit von den nicht mehr übersehbaren Voraussetzungen unseres täglichen Lebens kann schnell drückend, ja, unheimlich werden, zum Beispiel wenn wir erkranken. Wir gehen zum Arzt und, wenn sein diagnostischer Verdacht es so will, werden wir schnell gevierteilt. Wir waren vorbereitet, uns frei zu machen und die Zunge herauszustrecken. Aber man zapft uns Blut ab, fordert unseren Harn — die Ampullen wandern an die Labors der nächsten Stadt. Schliesslich wird man als «eine Galle» zum Röntgenarzt überwiesen. Strahlenförmig laufen dann die Resultate beim Arzt zusammen. Wir werden bestellt und erfahren, dass wir einen «Schaden» haben. Der Spiegel sei 70, müsse aber 80 sein. Schaden, das sagt uns wenig: es ist zu allgemein. Spiegel 70 sagt uns auch zu wenig: es ist zu speziell. Wir erhalten eine Medizin verschrieben, deren Zusammensetzung ein Mysterium ist; selbst der Apotheker kann auf Befragen nur allgemeine Angaben machen. Nur die Diät, die uns befohlen wird, ist verständlich: denn sie entspricht den Erfahrungen, die wir bisher mit den Folgen unserer Sünden gemacht haben. Der Patient sieht sich — und am Ende mit Erfolg — in Vorgänge verstrickt, die er nicht versteht. Er muss vertrauen, und das möchte er ja auch, denn so wie er es kann, wird ihm leichter zumute. Aber dieses Vertrauen wurde ihm nicht sonderlich erleichtert: denn er sollte sich vor allem an Methoden, Präparate und Apparate halten, wo er doch gewohnt war, sich auf Menschen zu verlassen. Allein — dieser kritische Punkt wird überwunden, ja, der Zustand schlägt in sein Gegenteil um. Der Patient erwartet heute, dass die Apparatur ins Spiel gebracht wird. Er wünscht, geröntgt zu werden, er will etwas verschrieben haben, auch wenn beides — von der Erfahrung des Arztes aus gesehen — gar nicht nötig wäre. Die Medizin verwandelt sich für ihn in einen Fetisch, der Arzt in einen Medizinnmann, und er beruhigt sich im Bewusstsein, in wirklich fachmännischer, das heisst mit Apparaten versehener Behandlung zu sein.

Der Spezialist ist für den Laien zum Symbol geworden. Und hier betritt nun die Werbung das Feld und überschüttet das Publikum mit den Blüten des Spezialistentums. Eine Weile staunt der Laie, dann wundert er sich nicht mehr. Er gewöhnt sich daran, gleichsam im Lande Hören-Sagen zu leben. Aber wie sieht es denn in diesem Lande Hören-Sagen aus? Wie befinden sich die Menschen in der Unübersichtbarkeit ihrer Lebensvoraussetzungen, wie finden sie sich zusammen, wo sie doch so ausschliessliche, schwer zugängliche Dinge treiben, und wie finden sie sich zurück aus den Einseitigkeiten, die man ihnen abverlangt, und die zu erlernen so viel Zeit und Anstrengung kostet?

In welcher Rolle befindet sich der Laie, vom ungelerten Arbeiter, der jeden gewinnbringenden Job annimmt, bis zum Universitätsprofessor, der es mit stolzer Bescheidenheit ablehnt, über Dinge ausserhalb seines Fachs ein Urteil abzugeben?

Wir sehen schon, Spezialist ist heute ein Ausdruck für eine besonders krasse Form von Laientum. Man kann zwar auf allen Gebieten Laie, aber nicht Spezialist sein. Wer Spezialist ist, muss auf den meisten anderen Gebieten Laie bleiben, ja, er kann sogar infolge gewisser Einseitigkeiten und Scheuklappen in einem besonders ausgeprägten Sinne Laie werden. Er wird im Fachsimpeln zum Simpel, kann alles nur «von seiner Warte» sehen. Die Präzision seiner Urteile in seinem Fach sticht ab von den vagen Vorstellungen, die er sonst hat, zum Beispiel in religiöser Hinsicht, oder die gesellschaftliche Rolle, in die ihn ein Spezialistentum gebracht hat, steht im Gegensatz zu seiner persönlichen Kultur. Sein Können auf einem «Sektor» und sein Sein treten auseinander. Barbaren, Primitive können Spezialisten werden — eine Krise wird sichtbar, die unsere Arbeitswelt durchzieht. — Im Unübersichtlichen ver-

keit, Druckerzeugnisse massenhaft zu verbreiten, wohl die folgenreichste und bedeutsamste Neuerung, welche die Erfindung des Buchdrucks für die Wissenschaft mit sich gebracht hatte. Mag man in Basel nach Münsters Tod den Rat wegen seiner Knauserigkeit noch so laut angeklagt und gewünscht haben, er möge in sich gehen und die Löhne grosser Gelehrter verbessern, mag Gesner noch so sehr unter der wirtschaftlichen Not gelitten und sich wie erlöst gefühlt haben, als er 1558 endlich eine Chorherrenpfründe bekam: Der Historiker muss dieser Knauserigkeit epochemachende Bedeu-

liert sich das Singebende, Ganze. Wir hören zwar, dass wir alle mitarbeiten bis zum letzten Strassenkehrer, bis zum kleinsten Portier. Aber es scheint auf eine Beteiligung ohne Anteilnahme hinauszulaufen. Man braucht einen Beruf, und Spezialisten sind immer gefragt. So denken viele Jugendliche. Das letzte Moment von Berufung verliert sich aus vielen Berufen. So gleicht dieses riesige, arbeitsreiche Land Hören-Sagen einer Landkarte, auf der für jeden an einer anderen Stelle weisse Flecken sind, oder einer Stadt, in der viele Gebäude keine Fenster haben, und der Einzelne fühlt sich oft bloss als Hebel oder Schraube, und wenn er ein Leben lang übliche Bewegungen macht, dann soll ihm jemand mit Arbeitsmoral kommen. Die Forschung wird immer feiner und ferner und folgenreicher. «Jetzt können sie schon»... sagen die staunenden Laien, und dann kommen Frontberichte von Herzoperationen, Veränderung von Erbfaktoren, Embryonalentwicklungen in der Retorte und Vorstössen ins Weltall. Ja, es entsteht ein neuer Stand von Frontberichterstatoren, von Leuten, die nicht kämpfen, also in diesem Falle, forschen oder testen, sondern die die Resultate sammeln, in die Laiensprache übersetzen und die Welt aus zweiter Hand über das informieren, was die ersten Hände tun. Da mag es oft heissen: lass die zweite Hand nicht wissen, was die erste tut! Es entsteht eine Informationsliteratur für Laien, ganze Buchreihen werden herausgegeben, um diese unheimliche Kluft zwischen den Spezialisten und den Laien zu überbrücken. Tagungen werden abgehalten, Laienseminare. Das alles gehört zu einer Welt, die zu ihrer Selbstorganisation eines aufbereiteten öffentlichen Bewusstseins bedarf. Wie Missionare gehen die Abgesandten der Wissenschaft und der Politik unters Volk. Und immer scheint es so, als seien die Spezialisten die Herren der Zeit, der erste Stand, und die Laien nichts als Publikum, Käufer oder Opfer.

Hier stecken ungelöste Fragen. Die fortgesetzte Teilung der Arbeit hat nicht nur unser Leben sehr voraussetzungsvoll gemacht und eine spezifische Unübersichtlichkeit der menschlichen Verhältnisse geschaffen, sie gefährdet auch den Zusammenhang und macht den Sinn des Ganzen unsichtbar. Dieser kann sich nur noch mühsam im Bewusstsein behaupten. Und während tausend Probleme gelöst werden, bleiben die Probleme, für die es keine Spezialisten gibt, unerledigt. Denn niemand ist zuständig, zum Beispiel für den Sinn des Lebens, für den rechten Umgang mit dem Nächsten — ausserhalb des Arbeitsplatzes, jenseits von Public Relations. Es scheint also, dass es weite Gebiete gibt, in denen die Trennung von Spezialisten und Laien sinnlos ist. Und das führt uns auf die Grundbedeutung des Wortes Laie.

Ich bin fast sicher, dass heute die meisten unter Laien Nicht-Spezialisten verstehen. Aber ursprünglich war der Laie der Nicht-Geistliche, der Nicht-Geweihte. So sprechen wir noch von Laienbrüdern. Aber allmählich sind aus den Nicht-Geweihten die Nicht-Eingeweihten geworden, nämlich alle. Denn, da jeder Spezialist zugleich Laie ist, nur auf vielen anderen Gebieten, sitzen auch Spezialisten und Laien in demselben Boot, ja, sie gehen eine Personalunion im Geist fast jedes modernen Menschen ein. Hier ergeben sich nun ganz bestimmte Aufgaben. Unsere Welt droht zu zersplittern und immer unübersichtlicher zu werden. Auf der anderen Seite ist aber das öffentliche Bewusstsein in immer höherem Masse an der Gestaltung der menschlichen Angelegenheiten beteiligt. Merkwürdig ist, dass der Ruf nach Spezialisten und der andere nach Beteiligung der Laien auf fast allen Gebieten gleich stark ertönt. Wir brauchen einerseits eine Vielfalt von Tätigkeiten, die in einer Person nicht zu vereinigen sind, und andererseits eine Einheit des Bewusstseins, das sich aus dem Resultat jener Tätigkeiten speisen soll, um Teilnahme zu werden, Teilnahme als Bindung und Verantwortung. Wir haben ein enorm aufgefächertes Gegenstandsbewusstsein und wir brauchen ein einheitliches Verantwortungs- und Kulturbewusstsein.

Es muss also eine gewisse Veränderung in der Schätzung eintreten. Wir haben einen zu grossen Begriff von Spezialisten und einen zu geringen von der Bedeutung der Laien. Spezialisten sind Angestellte des höheren Laien, sie sind vorgetriebene Aussenforts, aber ihre Bedeutung erwächst erst im gelebten Zusammenhang. Und auf diesen Zusammenhang kommt es heute vor allem an, auf die Wege, die von Arbeit zu Arbeit führen.

Die Menschen müssen erzogen werden, sich offen zu halten. Sonst sind die grandiosen Sonderleistungen nicht eingebettet in die Kultur und diese gleicht einem schroffen Gebirge, dessen Gipfel unzugänglich sind und dessen Täler immer im Schatten liegen. Auch in der technischen Zivilisation kommt es entscheidend auf die Kultur des Einzelnen an, nicht bloss auf sein Können, und es wäre ein tragischer Irrtum, die Ausbildung von Spezialisten sei wichtiger als die Kultur der Laien. Ohne Funktionäre ausschliesslichen Könnens kann eine moderne Kultur nicht bestehen, aber sie bleibt in der Mitte leer ohne Repräsentanten offener Menschlichkeit. Und das werden immer Laien sein. Spezialisten sind zu Dienern bestellt.

tung zumessen, weil sie zwei grosse Talente zwang, ihr Letztes herzugeben. Wer weiss, ob nicht in Zürich und vor allem im reichen Basel noch mehr Epochemachendes zum Durchbruch hätte kommen können, wären nicht gewisse Leute zu begütert oder zu wohlverpfündet gewesen. Allein, nicht das Epochemachende allein, sondern viel mehr die Charakterfestigkeit und die menschliche Grösse im und trotz dem Epochemachenden überwältigt und fesselt bei Gesner. Die höchste weltliche Instanz in deutschen Ländern, Kaiser Ferdinand, hat es so gesagt: «Credas, Gesnerus est tota probitas.»

## Mein erstes Bankgeschäft

Von Stephan Leacock

Nie ist es mir gelungen, meine Furcht vor Banken zu überwinden. Sobald ich die Schwelle eines solchen Unternehmens überschreite und versuche, dort ein Geschäft zu tätigen, werde ich zu einem unzurechnungsfähigen Dummkopf.

Das kommt daher, weil ich als junger Mann ein schlimmes Erlebnis mit einer Bank gehabt habe. Die Erinnerung daran lastet mir noch immer auf der Seele.

Mein Gehalt war um 50 Dollars im Monat erhöht worden, und ich fand mit Fug und Recht, dass eine Bank der einzige angemessene Aufbewahrungsort dafür sei. Ich wählte die grösste, eindrucksvollste in der Stadt. Nach ein paar Minuten des Zauderns schlenderte ich hinein und sah mich schüchtern nach den Beamten um. Ich hatte zuvor noch keine Erfahrung mit Banken gehabt, doch ich bildete mir irgendwie ein, dass jemand, der ein Konto eröffnen wollte, vorher mit dem Direktor sprechen müsse.

Im Gefühl, dass dies ein Augenblick schwerwiegender Bedeutung in meinem Leben sei und unter dem Eindruck der gedämpften düsteren Atmosphäre ging ich an einen Schalter mit der Aufschrift: «Buchhaltung». — Der Buchhalter war ein grosser, kühler Kerl. Sein blosser Anblick erschreckte mich. Meine Stimme erklang wie aus dem Grabe:

«Kann ich den Herrn Direktor sprechen?» sagte ich und fügte feierlich hinzu: «Allein». — Ich weiss nicht, warum ich «allein» sagte.

«Gewiss», erwiderte der Buchhalter und holte ihn.

Der Direktor war ein erster, ruhiger Mann. Er blickte mich höflich fragend an. «Sind Sie der Herr Direktor?», erkundigte ich mich. Ich konnte weiss Gott nicht im Zweifel darüber sein. «Ja», sagte er.

«Kann ich Sie sprechen», fragte ich, «allein?» — Ich hatte auf dieses «allein» keinen besonderen Nachdruck legen wollen, aber ich sass jetzt in der Patsche. Ich hatte es zuvor gesagt und musste nun dabei bleiben. Der Direktor blickte mich ein wenig beunruhigt an. Man kann es ihm kaum verargen, dass er glaubte, ich hätte ihm ein schreckliches Geheimnis mitzuteilen.

«Kommen Sie hier herein», sagte er und führte mich in sein

Privatbüro. Er schloss die Tür hinter sich zu. «Hier sind wir ungestört», meinte er. «Nehmen Sie Platz.» Wir setzten uns beide und sahen einander an. Mir hatte es die Sprache verschlagen.

«Sie sind vermutlich Privatdetektiv bei Pinkerton», sagte er. Aus meinem geheimnisvollen Verhalten hatte er geschlossen, ich sei Detektiv bei der berühmtesten Gesellschaft jener Zeit. Ich wusste, was er dachte, und das machte die Sache nur noch schlimmer.

«Nein, ich bin nicht von Pinkerton», sagte ich und schien anzudeuten, ich käme von einem Konkurrenzunternehmen.

«Um die Wahrheit zu sagen», fuhr ich fort, als hätte ich mich rasch zu einer Notlüge entschlossen, «ich bin gar kein Detektiv. Ich beabsichtige mein ganzes Geld in Ihrer Bank zu deponieren.»

Der Direktor sah erleichtert, aber immer noch ernst aus. Er hielt mich wohl für einen Sohn von Morgan oder Rockefeller.

«Vermutlich ein grosses Konto», meinte er.

«Ein ziemlich grosses», flüsterte ich. Ich hatte es in der Tasche zu einer Kugel zusammengeknüllt. «Ich möchte jetzt 56 Dollars und regelmässig 50 Dollars deponieren.» Der Direktor stand auf und öffnete die Tür.

«Herr Montgomery», sagte er mit einer merkwürdigen Stimme, «dieser Herr möchte ein Konto bei uns einrichten. Er will 56 Dollars einzahlen. Auf Wiedersehen!»

Ich erhob mich. An einer Ecke des Zimmers stand eine grosse eiserne Tür offen. «Guten Tag!» sagte ich und schritt in den Tresor hinein. Als man mich wieder herauskomplimentiert hatte, ging ich zum Schalter des Buchhalters und reichte ihm die Geldkugel mit einer raschen, krampfhaften Bewegung, als handle es sich um ein Zauberstück.

Mein Gesicht war aschfahl von dem zermürbenden Erlebnis, das ich gerade hinter mir hatte.

«Hier», sagte ich, «ich möchte diese Summe bei Ihnen deponieren.» Der Ton meiner Worte schien zu sagen: «Erledigen wir diese peinliche Angelegenheit so rasch wie möglich.» Er nahm das Geld und reichte es einem andern Angestellten. Er liess mich den Betrag auf einen Zettel und meinen Namen in ein Buch schreiben. Ich wusste nicht mehr, was ich tat.

«Ist es jetzt deponiert?» fragte ich mit meiner hohlen, bebenden Stimme.

«Jawohl», sagte der Buchhalter.

«Dann möchte ich einen Check ausstellen.» Ich hatte vor, sechs Dollars davon zu sofortiger Verwendung abzuheben. Jemand reichte mir ein Checkbuch durch den Schalter, und ein anderer erklärte mir, wie ich den Check ausfüllen musste. Abgesehen von dem Beamten, mit dem ich verhandelte, hatten die Leute wohl den Eindruck, ich sei ein kranker Millionär. Ich schrieb etwas auf den Check und warf ihn dem Beamten hin. Er sah ihn an.

«Was!» fragte er erstaunt. «Sie wollen alles wieder abheben?» Ich merkte, dass ich 56 statt 6 geschrieben hatte. Ich befand mich bereits in einer solchen Verfassung, dass ich das nicht mehr erklären und richtigstellen konnte. Alle die andern Angestellten hatten zu schreiben aufgehört und beobachteten mich. Mit dem Mut der Verzweiflung ging ich aufs Ganze. «Ja, alles.»

«Sie haben Ihr Geld von der Bank ab?»

«Bis auf den letzten Cent.»

«Sie wollen nichts deponieren?» fragte der Beamte erstaunt.

«Nein.» Ein trüchlicher Hoffnungsschimmer durchzuckte mich. Sie würden vielleicht glauben, ich hätte mich über etwas geärgert, während ich den Check ausschrieb, und hätte meinen Entschluss geändert. Ich machte den kläglichen Versuch, wie ein furchtbar leicht erregbarer Mensch auszusehen. Aber umsonst. Der Beamte schickte sich an, das Geld auszuzahlen.

«Wie wollen Sie es haben?» fragte er.

«Was?»

«Wie Sie es haben wollen?»

«Ach so.» — Ich begriff, was er meinte und antwortete, ohne weiter nachzudenken: «In Fünfzigern.»

«Und die sechs?» fragte er trocken.

«In Sechsern», sagte ich. Er gab mir den Betrag, und ich rannte hinaus.

Als die grosse Tür hinter mir zuschwang, fing ich noch das Echo eines schallenden Gelächers auf, das losbrach, als ich den Raum verliess. Ich konnte es ihnen nicht verübeln, aber noch lange danach trieb mir der Gedanke daran und an die unselige Unterhaltung mit dem Direktor die Schamröte ins Gesicht.

(Aus dem Amerikanischen von H. B. Wagenseil)